

Die dörfliche Nachbarschaft: Idyll, Ressource oder überholtes Ideal?

Katja Rackow

Beitrag zur Veranstaltung »Das geschlossene Dorf – Renaissance einer Sozialform? « der Sektion Land- und Agrarsoziologie

Einleitung

Der Nachbarschaft im ländlichen Raum wird häufig eine besondere Harmonie zugeschrieben, es finden sich zahlreiche Idealvorstellungen von einer größeren Hilfsbereitschaft und Solidarität der Bewohner/-innen untereinander. Möglicherweise hat man sofort Bilder von einem idyllischen Landleben im Kopf, von einer fest verschworenen Gemeinschaft, die nicht nur auf begrenztem Raum zusammenlebt, sondern die auch über ein dichtes Netz an sozialen Beziehungen untereinander verfügt. Hilfsbereitschaft, Solidarität und regionale Verbundenheit werden fast automatisch mit Landleben oder Leben auf dem Dorf assoziiert. Nachbarschaft bedeutet hier nicht nur das bloße nebeneinander Wohnen, sondern hat eine besondere Bedeutung: Jeder kennt jeden und man hilft sich gegenseitig – ganz im Gegenteil zur anonymen Großstadt.

Was allerdings ist tatsächlich in der Realität zu beobachten und welche Vorstellungen gehören in den Bereich der Sozialromantik? Gestalten sich soziale Beziehungen in Dörfern und Kleinstädten wirklich anders als in Ballungsgebieten und Großstädten, ist also der ländliche Raum im Hinblick auf Nachbarschaft nicht mit urbanen Gebieten vergleichbar? Insbesondere vor dem Hintergrund der derzeit häufig diskutierten Frage nach mehr Gemeinschaft und den entsprechenden sozialpolitisch geförderten Maßnahmen erhält dieses Thema einen neuen Stellenwert. *Caring communities* bzw. die Nachbarschaft als *Dritter Sozialraum* gelten als wirkungsvolle Waffe im Kampf gegen die Folgen des demografischen Wandels und des scheinbar immer schwieriger zu finanzierenden Sozialstaats. So sollen eine starke Gemeinschaft und eine intakte und aktive Nachbarschaft nicht nur dazu beitragen, die Qualität des gesellschaftlichen Miteinanders zu verbessern, sondern sie sollen ebenfalls dazu dienen, den vielfältigen Problemen der Moderne wirkungsvoll zu begegnen.

Ob starke Gemeinschaften im ländlichen Raum bestehen und ob bzw. welche Probleme künftig durch sie gemildert oder gelöst werden können, ist eine empirisch offene Frage; es existieren kaum verlässliche empirische Studien über die nachbarschaftlichen Beziehungen speziell in ländlichen Regionen. In Anbetracht der unlängst so populär gewordenen Ansätze, die hierin eine wiederentdeckte Ressource vermuten, die es künftig zu nutzen gilt, ist diese relativ schwache empirische Basis überraschend.

Dieser Beitrag verfolgt daher das Ziel, die Nachbarschaftsbeziehungen im ländlichen Raum exemplarisch zu dokumentieren und vor diesem Hintergrund die Tragweite der *caring communities* und des

Dritten Sozialraums kritisch zu diskutieren. Dabei interessiert insbesondere die Frage, was Nachbarschaft tatsächlich heute bedeutet und ob sie die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen kann. Dabei stützt sich der Beitrag auf die Daten aus einer Regionalstudie sowie des Freiwilligensurveys aus dem Jahr 2014.

Probleme des ländlichen Raums

Der ländliche Raum ist mit diversen und für diesen Urbanisierungsgrad spezifischen Problemen konfrontiert, die immer wieder Anlass für Diskussionen bieten. Im Mittelpunkt stehen dabei in erster Linie Schrumpfungsprozesse und eine drohende Überalterung in strukturschwachen Regionen (Rienhoff 2015; Fachinger 2015). Abwanderung, insbesondere von jungen und gut ausgebildeten Personen, ein erhöhtes Pendelaufkommen sowie eine sich stetig verschlechternde Infrastruktur kennzeichnen mittlerweile weite Regionen der Bundesrepublik. Im besonderen Maße betroffen sind hiervon die neuen Bundesländer, in denen es nach der Wiedervereinigung vielfach nicht gelang, den neuen wirtschaftlichen Anforderungen in einem kapitalistischen System gerecht zu werden. Nicht ausreichende Arbeitsmöglichkeiten und ein vielerorts deutlich geringerer Lebensstandard sowie ungünstige Prognosen für die Zukunft tragen dazu bei, dass der Trend der Abwanderung – von einigen Ausnahmen abgesehen – nahezu unvermindert anhält.

Diese Entwicklungen stellen eine zunehmend schwerer zu bewältigende Herausforderung für die Daseinsvorsorge sowie Versorgungs- und Pflegesysteme dar. Investitionen in die Infrastruktur bleiben aus, der Zugang zu den Waren des täglichen Bedarfs ist erschwert und in manchen Gegenden nur mit Hilfe mobiler Händler möglich (Henkel 2014), die ärztliche und insbesondere die fachärztliche Versorgung ist durch lange Wege und Wartezeiten gekennzeichnet. Leidtragende sind im besonderen Maße die Älteren, die im Fall einer geringeren Mobilität besonders unter dem schwindenden Angebot des öffentlichen Personennahverkehrs leiden (Limbourg 2015)¹. Hinzu kommen Veränderungen in der Familienstruktur und den familiären Beziehungen. War es vor einigen Jahrzehnten noch durchaus üblich, dass sich die jüngeren Generationen und hier insbesondere die Töchter bzw. Schwiegertöchter um Eltern bzw. Großeltern gekümmert haben, so finden sich nun zunehmend weniger Haushalte, in denen eine solche Betreuungskonstellation durch den gemeinsamen Haushalt möglich ist (Kohli und Künemund 2001)². Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von individuell und strukturell unterschiedlichen Lebensentwürfen (Günther und Nestmann 2000) bis hin zur berufsbedingten Zeitknappheit.

Der sich aus der Daseinsvorsorge zurückziehende Staat und die veränderten Familienbeziehungen stellen Familie und Sozialstaat vor neue Herausforderungen (Reutlinger et al. 2015). Neben dem Ruf nach mehr privater Vorsorge, die angesichts der Zunahme prekärer Beschäftigung für viele nur schwer zu realisieren ist, wird zunehmend die Gemeinschaft als noch unerschlossene Ressource wiederent-

¹ Zwar wird sich die Zahl der älteren Verkehrsteilnehmer/-innen mit einem eigenen PKW zukünftig erhöhen, momentan ist jedoch die Zahl der auf den ÖPNV angewiesenen Älteren noch relativ hoch, wobei insbesondere Frauen betroffen sind (Limbourg 2015).

² Dies bedeutet allerdings nicht, dass die familiäre Unterstützung durch die veränderte Wohnkonstellation gänzlich ausbleibt. Es kann vielmehr gezeigt werden, dass die gegenseitige Hilfe nach wie vor einen hohen Stellenwert hat, selbst wenn die räumliche Entfernung der Familienmitglieder zunimmt (Kohli und Künemund 2001).

deckt. Bürgerschaftliches Engagement und nicht zuletzt die Nachbarschaft gelten manchen als Heilsbringer im Kampf gegenüber den Problemen der modernen Gesellschaft. Ein Ansatz, der gerade in jüngster Zeit sehr viel mediale Aufmerksamkeit und auch staatliche Förderung erhalten hat, ist dabei die Nachbarschaft (Günther 2005). Feste und zum Teil institutionalisierte Nachbarschaftsbeziehungen sollen als Mittler zwischen privaten und staatlichen Dienstleistern dazu beitragen, den neuen Herausforderungen wirkungsvoll zu begegnen. Klaus Dörner hat sich in seinem Buch „Leben und sterben, wo ich hingehöre“ explizit dafür ausgesprochen, die Nachbarschaft stärker zu nutzen und als *Dritten Sozialraum* neben der Familie und dem Sozialstaat bezeichnet (Dörner 2015). Über eine stärkere Einbindung der nachbarschaftlichen Beziehungen, so seine These, ließe sich die oftmals schwierige Verbindung zwischen dem privaten familiären Raum und den staatlich organisierten Leistungen verbessern und so ein tragfähiges Konzept für die Zukunft etablieren. In die gleiche Richtung zielt das Konzept der *caring communities*. Die sorgenden Gemeinschaften betonen die Bedeutung der Kommunen und verweisen auf das bislang noch zu wenig genutzte Potenzial der vielfältigen lokalen Beziehungsgeflechte (BMFSFJ 2016). Im Vordergrund steht hier insbesondere die Verzahnung von staatlicher Daseinsvorsorge mit professionell-kommerziellen Dienstleistern sowie ehrenamtlichen Angeboten (Klie 2014). Der Nachbarschaft wird hier ebenfalls eine besondere Rolle zugeschrieben (Klie 2014). In einer lebendigen und inklusiven Nachbarschaft sollen die Bürger/-innen befähigt werden, sich aktiv in die Gestaltung des Lebensumfeldes einzubringen sowie in Eigeninitiative und in Verbindung mit lokalen Dienstleistern funktionierende Strukturen zu schaffen, die es ermöglichen, alle Personen einzubinden und wirksame Unterstützungsmechanismen für Hilfebedürftige zu schaffen (Kricheldorf et al. 2015). Dies soll insbesondere den ländlichen Raum stärken und es der dortigen älteren Bevölkerung erlauben, möglichst lange im eigenen Wohnumfeld zu verbleiben, wie es mehrheitlich gewünscht wird.

Nachbarschaft

Der gesellschaftliche Stellenwert der Nachbarschaft wird bereits bei Tönnies thematisiert, der Nachbarschaft als ursprüngliche Form von Gemeinschaft neben Familie und Freundschaft sieht (Tönnies 1963). Mittlerweile existiert eine Vielzahl an Begriffsbestimmungen und -deutungen zu Nachbarschaft, die auf unterschiedliche Aspekte abstellen. Gemeinsam ist ihnen fast immer, dass Nachbarschaft eine „soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ meint (Hamm 1973: 18, Hervorhebung im Original). Die Qualität und Intensität der nachbarschaftlichen Beziehungen hängt indes von sehr viel mehr Faktoren ab, als das bloße nebeneinander Wohnen. Sympathie und Antipathie sowie die Notwendigkeit sozialer Kontakte im Wohnumfeld, beispielsweise durch das Fehlen alternativer Netzwerke, spielen eine ebenso große Rolle. So lässt sich auch die Frage, wie weit die Nachbarschaft räumlich zu vermessen ist, ob damit lediglich die angrenzend Wohnenden gemeint sind, oder ob darunter auch ganze Viertel, Quartiere oder benachbarte Dörfer fallen können, nicht klar beantworten (Schnur 2012). Nachbarschaft wird aufgrund der zugeschriebenen Gemeinsamkeit des Wohnortes zumeist als Raumkategorie verstanden, in der zwar die persönlichen Interaktionen eine große Rolle spielen, diese jedoch in erster Linie aufgrund der geringen räumlichen Distanz stattfinden (Hamm 1973). Die Funktion des Nachbarn bzw. der Nachbarin als Quelle von Sozialbeziehungen ist zugeschrieben, das Aufgaben- und Funktionsspektrum allerdings variiert und kann als Ausdruck der Qualität der Nachbarschaft verstanden werden.

Diskutiert wurde zuletzt vermehrt der Bedeutungsverlust der Nachbarschaft (Günther und Nestmann 2000; Philippsen 2014; Schnur 2012). Dabei wird meist zwischen der städtischen und der ländli-

chen Nachbarschaft differenziert. Während nachbarschaftliche Beziehungen in den Städten zunehmend an Bedeutung verlieren und durch die Anonymität der Großstadt (Schnur 2012) ersetzt wurden, sehen nicht wenige die dörfliche Nachbarschaft als weitgehend intakt und aktiv (Henkel 2014; Klie und Marzluff 2012). Es ist sicherlich plausibel anzunehmen, dass die Kontakte untereinander in kleineren Orten und Gemeinden tendenziell häufiger sind, über die Qualität und den sozialen Zusammenhalt lässt sich jedoch damit noch nichts ableiten. Derartige Fragen wurden bereits vor geraumer Zeit aufgegriffen und abschlägig beschieden (z.B. Hamm 1973).³

Womit hängt jedoch der konstatierte Bedeutungsverlust der Nachbarschaft zusammen und welche Gründe sprechen hierbei *gegen* eine gegensätzliche Entwicklung im städtischen und ländlichen Raum? Eine entscheidende Rolle dürfte dabei der Verlust der ursprünglichen Funktion der Nachbarschaftsbeziehungen spielen. Noch in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts – so die gängige Annahme – waren Nachbarn/-innen wichtige Interaktionspartner/-innen und begleiteten oder erfüllten viele Aufgaben des täglichen Lebens. Kinderbetreuung und die Unterstützung bei der Haushaltsführung oder der Versorgung von Familienmitgliedern gehörten ebenso dazu wie eine gemeinsame Freizeitgestaltung. Das Fehlen von kostengünstigen und verfügbaren Verkehrsmitteln zur weiterreichenden Mobilität sowie ein wenig ausgebautes System an sozialer Sicherung durch den Staat oder die Gemeinde führten zu einem dichten Netzwerk an sozialen Beziehungen innerhalb eines überschaubaren Bereiches und erforderte eine gewisse Harmonie im täglichen Miteinander. Nachbar/-innen waren sozial und oftmals auch ökonomisch voneinander abhängig und insofern auf ein gutes Klima untereinander angewiesen. Dies bedeutet keinesfalls, dass es keine Nachbarschaftskonflikte gegeben hätte – diese sind sicherlich so alt wie die menschliche Siedlungsgeschichte. Und mit nachbarschaftlichen Kontakten ging freilich auch eine gewisse soziale Kontrolle einher. Normative Abweichungen wurden geahndet und konnten Ausgrenzungsprozesse nach sich ziehen (Henkel 2014). Dennoch waren Nachbarn/-innen in vielerlei Hinsicht stärker aufeinander angewiesen und bildeten eine Gemeinschaft.

Durch Modernisierungsprozesse, insbesondere einer veränderten Arbeitswelt und der damit einhergehenden Rollen- und Machtverschiebungen innerhalb von Familien, einem gut ausgebauten Wohlfahrtsstaat sowie der konsequenten Weiterentwicklung von Kommunikationstechnologien sowie dem Ausbau öffentlicher Verkehrsmittel veränderte sich die Lebensführung (Philippsen 2014; Reutlinger et al. 2015; Schnur 2012). Kleinere Familien, in denen mehr Personen einer Erwerbsarbeit nachgehen, längere Ausbildungszeiten bei einer gleichzeitigen besseren finanziellen Absicherung sowie eine gestiegene Mobilität verdrängten die engen sozialen Bindungen innerhalb der Nachbarschaft. Diese Entwicklungsprozesse können unterschiedlich gedeutet werden: als *community lost*, also dem Aufbrechen und Verlust von Gemeinschaft; oder als *community liberated*, also als eine Art Befreiung aus zu begrenzten Traditionsmustern (Wellman, Leighton 1979; Philippsen 2014; Henkel 2014). Unabhängig von der Frage, ob diese Entwicklungen positiv oder negativ zu bewerten sind, muss zudem festgehalten werden, dass diese Veränderungen den städtischen und ländlichen Raum vermutlich gleichermaßen betrafen. Eine gestiegene Erwerbsmobilität sowie eine steigende Fluktuation kennzeichnen beide Regionstypen, zudem lassen sich kaum Unterschiede hinsichtlich der Nutzung privater Verkehrsmittel

³ Darüber hinaus wurde prinzipiell diskutiert, inwiefern es überhaupt lohnenswert sei, den städtischen und ländlichen Raum als Gegensatz zu sehen. „So läßt es sich kaum rechtfertigen, von einer Dichotomie zwischen Stadt und Land auszugehen. Es gibt eine ganze Reihe von Unterschieden, die in soziologischer Perspektive, je nach Problemstellung, durchaus relevant sein können; darüber darf aber nicht vergessen werden, daß global gesehen die Gemeinsamkeiten weit überwiegen, daß die Unterschiede im wesentlichen gradueller, nicht qualitativer Natur sind.“ (Hamm 1973: 43).

erkennen und auch die Verfügbarkeit von Kommunikationstechnologien ist auf einem annähernd gleichen Stand.⁴ Somit weisen sowohl ländliche als auch städtische Regionen jene Faktoren auf, die sich nachweislich negativ auf soziale Beziehungen auswirken können, indem sie sie schwächen. Das nachbarschaftliche Miteinander scheint sich dahingehend verändert zu haben, dass über die Bindung an den Ort der Wohnung bzw. des Hauses Nachbarschaftsbeziehungen natürlich weiterhin gepflegt werden, aber zunehmend auf einen eher minimalen Austausch hinauslaufen. Die Wahrung einer gewissen Distanz scheint dabei wichtiger, ohne dass Hilfeleistungen oder Kommunikation auf der Strecke bleiben müssen. Für die hier nur kurz skizzierten Konzepte der *caring communities* und des *Dritten Sozialraums* sind stabile und enge Nachbarschaftsbeziehungen jedoch eine grundlegende Voraussetzung. Insofern erscheint es essentiell, die tatsächlich gelebte Nachbarschaft und auch die Vorstellungen über Nachbarschaftsbeziehungen genauer zu beleuchten.

Daten und Methoden

Die Ergebnisse basieren auf quantitativen Analysen einer selbst durchgeführten Regionalstudie sowie dem Freiwilligensurvey 2014. Die Daten der Regionalstudie Regiopart wurden im Zusammenhang des Forschungsprojekts „Entwicklung von Nachbarschaft in strukturschwachen ländlichen Regionen Ostdeutschlands – Effekte von Partizipation für die Gesunderhaltung und soziale Teilhabe älterer Menschen“ erhoben, das an der Hochschule Neubrandenburg entwickelt und durchgeführt wurde. Der Fokus lag auf zwei ländlichen Regionen im Landkreis Mecklenburgische Seenplatte (Mecklenburg-Vorpommern), hier wurden zwei Kleinstädte ausgewählt, die sich kontrastierend gegenüberstellen lassen. Beide Städte zeichnen sich dadurch aus, dass sie in eher strukturschwachen Regionen liegen, wobei eine der beiden Städte – bedingt durch die Lage an der Seenplatte – als touristisch besser erschlossen gilt. Die Stichprobe umfasst insgesamt 517 Befragungspersonen, wobei vierzig Prozent der Befragten 66 Jahre und älter sind.⁵

Der Freiwilligensurvey ist eine deutschlandweit durchgeführte repräsentative Befragung, die sich an Personen ab vierzehn Jahren richtet. Im Mittelpunkt stehen Fragen rund um das gesellschaftliche, soziale und politische Engagement. Die Freiwilligensurveys, seit 1999 in einem Abstand von fünf Jahren regelmäßig erhoben, bilden die Grundlage für die Sozialberichterstattung über das freiwillige Engagement (Simonson et al. 2017). Für den vorliegenden Bericht wurden die Daten der letzten Erhebung 2014 verwendet, die Stichprobe umfasst knapp 29.000 Personen.

Die Analysen für diesen Beitrag zielen zum einen auf die Frage, was unter einer guten Nachbarschaft verstanden wird, welche nachbarschaftlichen Aktivitäten typischerweise ausgeübt werden und wie weit die nachbarschaftliche Hilfe gehen kann. Darüber hinaus geht es um die Frage, ob und inwieweit sich nachbarschaftliche Beziehungen im städtischen und ländlichen Raum unterscheiden und welche generellen Einflussfaktoren identifiziert werden können.

⁴ Eine Ausnahme stellt hier sicherlich die Verfügbarkeit von schnellen Internetverbindungen dar, die nach wie vor in ländlichen Regionen deutlich seltener vorzufinden sind.

⁵ Aufgrund des Forschungsdesigns handelt es sich nicht um eine repräsentative Zufallsstichprobe, sondern um eine vergleichende Fallstudie. Überdies lässt sich ein besonders hoher Anteil an sozial und gesellschaftlich aktiven Personen feststellen, sodass die Ergebnisse immer auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten sind.

Empirische Befunde

Die Vorstellungen von Nachbarschaft und insbesondere die Frage, wie intensiv der nachbarschaftliche Kontakt gewünscht wird, kann als wichtige Voraussetzung für eine dauerhafte und stabile Nachbarschaftshilfe angesehen werden. Nur wenn regelmäßige Kontakte und eine gewisse Nähe akzeptiert und sogar gewünscht werden, lässt sich das Konzept einer tragfähigen Nachbarschaftshilfe – einer wesentlichen Voraussetzung für Konzepte wie *caring communities* oder *Dritter Sozialraum* – vermuten bzw. umsetzen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass es durchaus unterschiedliche Auffassungen darüber gibt, was eine gute Nachbarschaft leisten soll. Insbesondere im Hinblick auf die Frage, wie weit die nachbarschaftlichen Beziehungen gehen dürfen, zeigen sich recht deutliche Differenzen. Dabei offenbaren ältere Personen häufiger den Wunsch nach einer engen und intensiven Nachbarschaft, während bei Jüngeren klar erkennbar wird, dass eine gewisse Distanz durchaus als wünschenswert gilt (Tabelle 1).

Tabelle 1: Vorstellungen von Nachbarschaft

	18 bis 35 Jahre	36 bis 49 Jahre	50 bis 65 Jahre	66 Jahre und älter	Gesamt
%					
Ich suche Kontakt zu meinen Nachbarn.					
eher Zustimmung ¹	43	51	62	70	62
ambivalent ²	41	41	26	25	29
eher Ablehnung ³	17	8	12	12	9
Ich wünsche mir guten Kontakt zu meinen Nachbarn.					
eher Zustimmung	78	88	86	92	88
ambivalent	17	13	11	8	11
eher Ablehnung	6	0	3	1	2
Gemeinsame Aktivitäten sind mir wichtig.					
eher Zustimmung	32	38	47	44	43
ambivalent	39	33	35	35	35
eher Ablehnung	30	30	18	21	22
Ich möchte von meinen Nachbarn in Ruhe gelassen werden.					
eher Zustimmung	24	14	10	8	11
ambivalent	22	25	25	17	21
eher Ablehnung	54	60	65	75	67

Datenbasis: Regiopart 2014, eigene Berechnungen, ungewichtet.

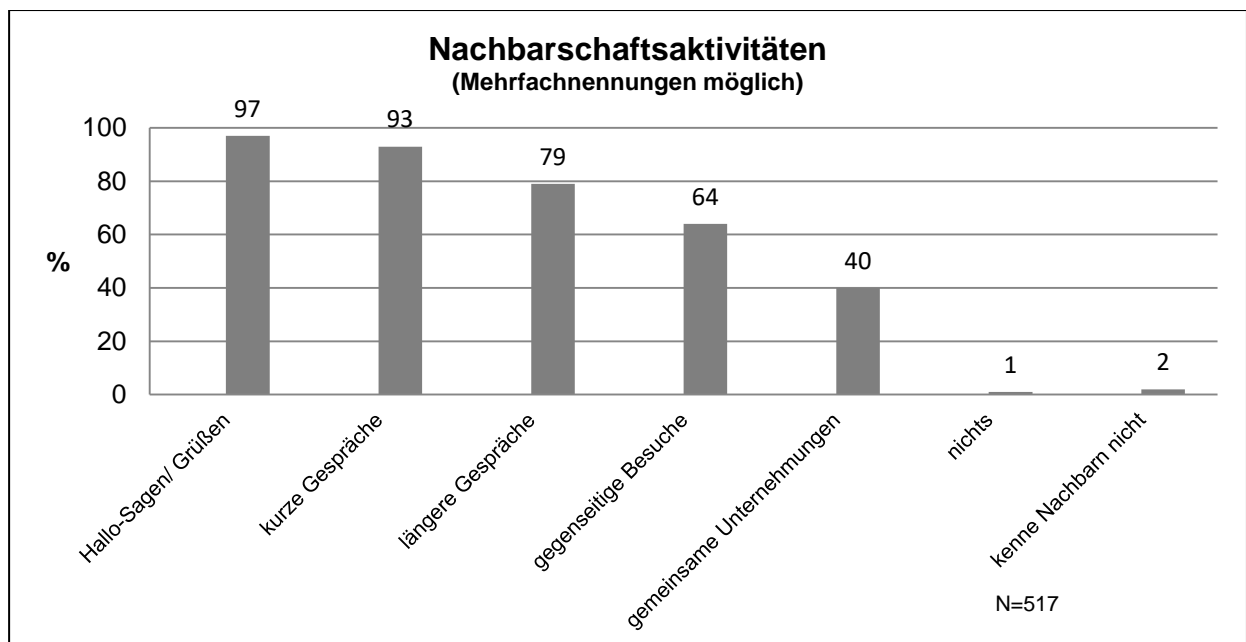
¹ Skala von 1 bis 6 (1=trifft zu; 6=trifft gar nicht zu): 1 und 2 zusammengefasst.

² Skala von 1 bis 6 (1=trifft zu; 6=trifft gar nicht zu): 3 und 4 zusammengefasst.

³ Skala von 1 bis 6 (1=trifft zu; 6=trifft gar nicht zu): 5 und 6 zusammengefasst.

Zwar wird mehrheitlich und über alle Altersgruppen hinweg ein guter Kontakt zu den Nachbarn gewünscht, aber bereits bei der Frage, ob der Kontakt aus einer Eigeninitiative heraus entsteht, zeigt sich, dass dies nur knapp die Hälfte der unter 50-Jährigen, aber 70 Prozent der über 65-Jährigen angeben. Gemeinsame Aktivitäten gewinnen mit zunehmendem Alter an Bedeutung, für jüngere Befragte spielen sie indes eine eher untergeordnete Rolle. Nicht zuletzt bei der Aussage „Ich möchte von meinen Nachbarn in Ruhe gelassen werden.“ zeigt sich eine alterskorrelierte Verschiebung: nur gut die Hälfte der unter 36-Jährigen äußert sich hier ablehnend, während dies drei Viertel der über 65-Jährigen tun.

Nun müssen die Vorstellungen über eine ideale Nachbarschaft nicht zwingend mit den tatsächlichen Aktivitäten übereinstimmen, Wunsch und Realität liegen vielleicht weit auseinander. Nachbarschaftliche Beziehungen können zwanglos und unverbindlich sein, wie etwa das gegenseitige Grüßen oder kurze Gespräche. Eine Steigerung der Intensität der nachbarschaftlichen Beziehungen lässt sich in längeren Gesprächen und insbesondere an gegenseitigen Besuchen und gemeinsamen Unternehmungen ablesen. Abbildung 1 zeigt, dass sich Nachbarschaftsbeziehungen durch eine gewisse Distanz auszeichnen. So geben über 90 Prozent der Befragten an, sich außerhalb der eigenen Wohnungen und Häuser zu kurzen oder auch etwas längeren Gesprächen zu treffen, während nur noch gute 60 Prozent gegenseitige Besuche bestätigen und nur 40 Prozent etwas mit den Nachbarn zusammen unternehmen.



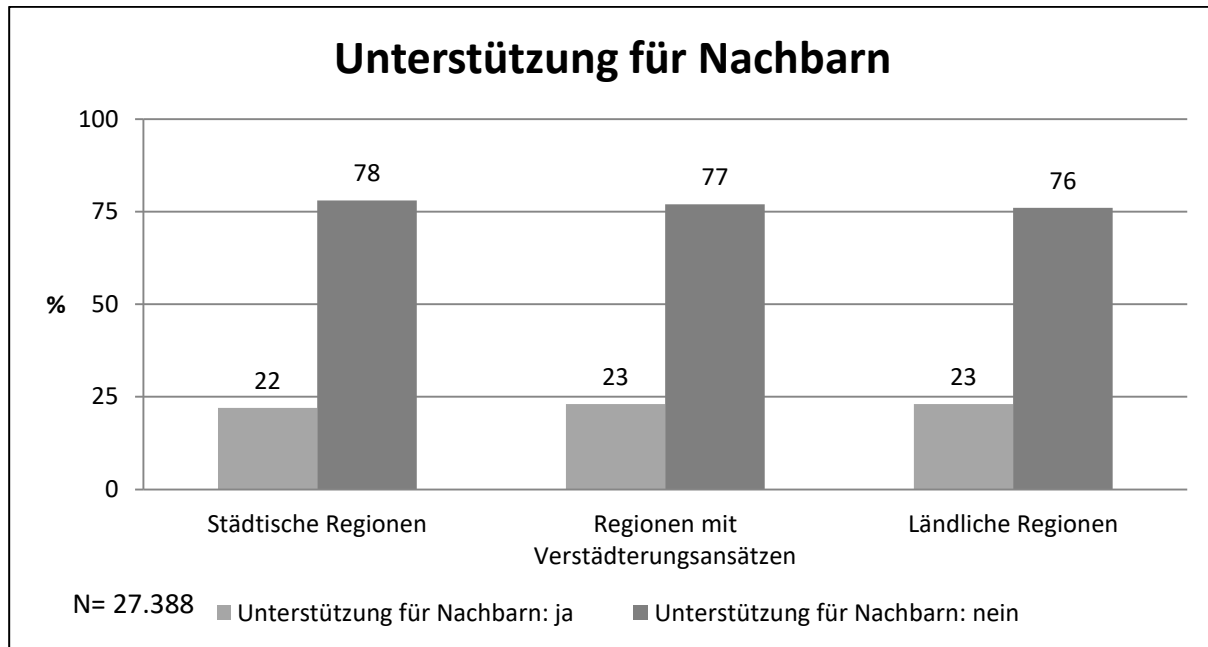
Datenbasis: Regiopart 2014, eigene Berechnungen, ungewichtet.

Abbildung 1: Nachbarschaftsaktivitäten

Folgt man den weitverbreiteten Vorstellungen vom Leben auf dem Land, dann müsste sich im Hinblick auf Nachbarschaftshilfe ein deutlicher Unterschied zwischen großen und kleinen Gemeinden zeigen. Im Freiwilligensurvey wird danach gefragt, wer außerhalb des eigenen Haushalts die Nachbarn unterstützt⁶. Hinsichtlich der bisher geleisteten Unterstützung lassen sich keine Unterschiede zwischen den

⁶ Unterstützung fasst pflegerische Aktivitäten, Kinderbetreuung sowie allgemeine Hilfe zusammen.

Regionstypen feststellen, sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum geben gut ein Fünftel der Befragten an, ihre Nachbarn zu unterstützen (Abbildung 2).



Datenbasis: Freiwilligensurvey 2014, eigene Berechnungen, gewichtet.

Abbildung 2: Hilfe für Nachbar/-innen nach Regionstypen

Wenn jedoch die Gemeindegröße nicht das entscheidende Kriterium für Nachbarschaftshilfe ist, sich also der ländliche Raum in dieser Hinsicht nur geringfügig von (Groß-)Städten unterscheidet, bleibt die Frage, welche Einflussfaktoren stattdessen identifiziert werden können. Es ist zu vermuten, dass neben Persönlichkeitseigenschaften und der individuellen Verbundenheit mit den Bewohnern/-innen des Wohnortes ähnliche Faktoren wie bei der Ausübung eines Ehrenamtes eine Rolle spielen, da ähnliche Motivationsmuster unterstellt werden können. Aus der umfangreichen Literatur zum freiwilligen Engagement ist bekannt, dass sich insbesondere gut Gebildete unter den Engagierten finden, auch der Gesundheitszustand spielt eine Rolle. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass Männer sich eher als Frauen engagieren und dass bereits vorhandene gesellschaftliche Aktivität sich positiv auf weitere und weiterführende Engagementformen auswirkt (zum Beispiel Simonson und Hameister 2017). Einschränkungen der Gesundheit und Mobilität wie auch eventuell bestehende Altersgrenzen können dann im höheren Alter zu einem nachlassenden Engagement führen (Künemund 2009).

Die in Tabelle 2 dargestellten Effekte eines multivariaten Modells zeigen nur zum Teil vergleichbare Zusammenhänge im Hinblick auf die nachbarschaftliche Unterstützung. So wird außerhäusliche Unterstützung für Nachbarn/-innen häufiger von Frauen ausgeübt, was sicher auch daran liegt, dass mit Unterstützung insbesondere auch pflegerische Tätigkeiten und Kinderbetreuung zusammengefasst werden – Tätigkeiten, die allgemein häufiger von Frauen ausgeführt werden. Mit steigendem Alter nimmt jedoch die Unterstützung zu, auch dieser Befund deckt sich also nicht mit den Ergebnissen der Engagementforschung. Hier könnten auch eine besonders lange gemeinsame Wohndauer ausschlaggebend sein und das damit entstandene größere Vertrauen sowie freundschaftliche Beziehungen eine Rolle spielen. Darüber hinaus ist die Nachbarschaftshilfe nicht zwangsläufig immer mit einem hohen Aufwand verbunden, sodass Ältere diese vielleicht leichter ausüben können. Nicht unerwartet erweist

sich der Grad der eigenen Aktivität als korreliert – je aktiver und engagierter die Befragten, desto eher wird nachbarschaftliche Hilfe geleistet.

Die Größe des Wohnortes spielt indes keine Rolle, kleinere Gemeinden zeichnen sich nicht durch eine höhere Wahrscheinlichkeit für nachbarschaftliche Unterstützung aus. Damit scheint sich zu bestätigen, dass es bezogen auf die Qualität der Nachbarschaftsbeziehungen keine großen Unterschiede zwischen dem ländlichen und dem städtischen Raum gibt, die dörfliche Nachbarschaft ist nicht zwingend besser als die Nachbarschaft in den Ballungsgebieten. Ausschlaggebend ist vielmehr der soziale Zusammenhalt im Wohnviertel – je schlechter dieser ist, desto weniger unterstützen sich die Nachbar/-innen gegenseitig.

Tabelle 2: Einflussfaktoren auf die Unterstützung von Nachbar/-innen

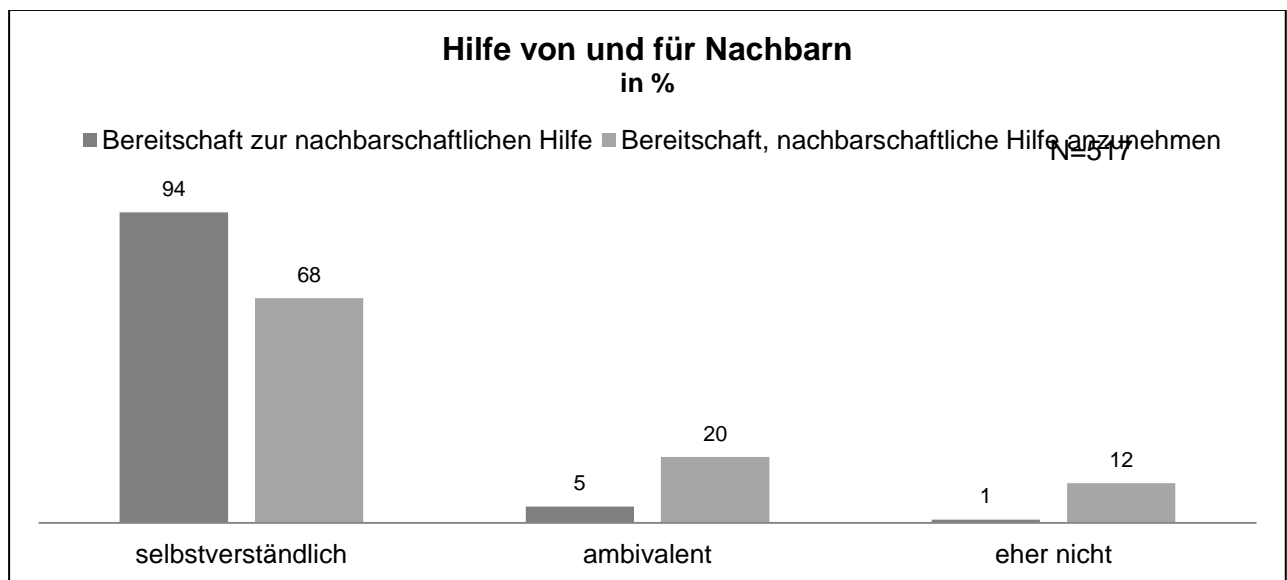
	Modell 1	Modell 2
Geschlecht: Frauen (Ref.: Männer)	1.13**	1.11**
Alter (Ref.: 14 bis 29 Jahre)		
30 bis 49 Jahre	1.41**	1.36**
50 bis 64 Jahre	2.10**	2.02**
65 Jahre und älter	1.78**	1.68**
Monatliches HH-Nettoeinkommen (Ref.: bis 1000 Euro)		
1001 bis 2000 Euro	1.20**	1.17**
2001 bis 3000 Euro	1.27**	1.19**
3001 bis 4000 Euro	1.20**	1.09
4001 Euro und mehr	1.08	.97
BBR-Regionstyp (Ref.: Städtische Regionen)		
Regionen mit Verstädterungsansätzen		1.01
Ländliche Regionen		1.06
Sozialer Zusammenhalt im Wohnviertel (Ref.: sehr gut)		
Eher Gut		.80**
Mittel		.67**
Eher schlecht		.64**
Sehr schlecht		.78*
Grad der Aktivität (Ref.: nicht aktiv oder engagiert)		
Aktiv, aber nicht engagiert		1.12**
Aktiv und engagiert		1.39**
Subjektiver Gesundheitszustand (Ref.: sehr gut)		
Eher gut		1.08*
mittel		1.16**
Eher schlecht		1.08
Sehr schlecht		.93

Man kann Menschen vertrauen (Ref.: stimme voll und ganz zu)		
Stimme eher zu		.94
Teils/teils		.95
Stimme eher nicht zu		1.00
Stimme ganz und gar nicht zu		.85
Konstante	-1.802**	-1.694**
N	21.950	21.950
Pseudo-r ² (Nagelkerke)	.02	.03

Datenbasis: Freiwilligensurvey 2014, eigene Berechnungen, ungewichtet.

Binäre Logistische Regression, dargestellt sind die Exponenten der Koeffizienten, ** $p < 0.01$, * $p < 0.05$.

Unverzichtbar für die Konzepte des *Dritten Sozialraums* und der *caring communities* ist jedoch nicht nur die bereits stattfindende Unterstützung innerhalb der Nachbarschaft, sondern auch eine generell positive Einstellung dieser gegenüber. Wie groß ist die Bereitschaft für nachbarschaftliche Hilfe? Und ebenso wichtig: Wie groß ist umgekehrt die Bereitschaft zur Hilfeannahme? Direkt danach gefragt wird deutlich, dass zwar die generelle Bereitschaft zur Hilfeleistung als selbstverständlich erachtet wird, im Gegenzug aber die Inanspruchnahme von nachbarschaftlicher Hilfe nicht im gleichen Maße akzeptiert und gewünscht ist (Abbildung 3). Eine überwältigende Mehrheit, nämlich 94 Prozent, würde laut eigenem Bekunden nicht zögern und im Notfall der Nachbarin oder dem Nachbarn helfen. Dagegen würden nur zwei Drittel der Befragten selbst auf eine solche Hilfe zurückgreifen.



Datenbasis: Regiopart 2014, eigene Berechnungen, ungewichtet.

Abbildung 3: Hilfe von und für Nachbar/-innen

Geht man noch einen Schritt weiter und untersucht die Zukunftsaussichten einer verstetigten Nachbarschaftshilfe, so wird schnell deutlich, dass zwar ein gewisses Potenzial vorhanden ist, allerdings ebenso viel Unentschlossenheit und Ablehnung. Etwa ein Drittel der Befragten kann sich bereits jetzt schon vorstellen, dauerhaft und regelmäßig in einer entsprechenden Initiative mitzuarbeiten, ein weiteres Drittel sieht zumindest zu einem späteren Zeitpunkt dazu eine Möglichkeit. Ebenfalls ein Drittel

der befragten Personen kann sich dies nicht vorstellen, wobei als Gründe sowohl gesundheitliche Beeinträchtigungen und Zeitmangel als auch Desinteresse angegeben wurden.

Zusammenfassung und Fazit

Insgesamt zeigt sich ein ambivalentes Bild. Auf der einen Seite lässt sich unbestreitbar erkennen, dass Nachbarschaft im städtischen und ländlichen Raum gleichermaßen gelebt wird, wenn auch überwiegend in einer weniger intensiven Form. Die überwiegende Mehrheit hat Kontakt zu den Nachbar/-innen, man grüßt sich, spricht miteinander und unterstützt sich. Auf der anderen Seite zeigt sich ebenso deutlich, dass die Wahrung einer gewissen Distanz als wichtig erachtet wird, insbesondere bei den jüngeren Befragten. Die Ursachen für diese Zurückhaltungen sind sicherlich vielfältig und nicht etwa nur mit der (noch) fehlenden Notwendigkeit von Hilfeleistungen, den individuellen Lebensentwürfen sowie allgemeinen Modernisierungsprozessen begründbar. Gerade jüngere, auf dem Land lebende Personen sehen sich mit vielfältigen Problemen im Alltag konfrontiert. Fehlende Arbeitsplätze in Wohnortnähe zwingen zu einem Pendlerleben, in manchen Regionen wird sogar schon von Pendlerdörfern gesprochen (Henkel 2014). Dies und die oftmals schlechte Infrastruktur erfordern ein ausgeklügeltes Zeitmanagement, das es vielleicht nicht mehr erlaubt, sich um die nachbarschaftlichen Belange zu kümmern, obgleich doch gerade hier Nachbar/-innen hilfreich sein könnten. Hinzu kommt eine generelle Skepsis gegenüber der Öffnung des privaten Bereiches gegenüber den Nachbar/-innen: So selbstverständlich für viele das Hilfeleisten auch ist, Hilfe anzunehmen scheint weniger leicht. Insofern erscheint es fragwürdig, die Nachbarschaft gleichsam als uneingeschränkt nutzbare Ressource zu betrachten, die insbesondere den ländlichen Raum stärken soll. Weder kann man davon ausgehen, dass die Nachbarschaftsbeziehungen in kleinen Gemeinden stabiler und intensiver sind, noch scheint es zuzutreffen, dass Nachbarschaftshilfe uneingeschränkt und gern angenommen wird. Überdies sollten freiwillig erbrachte Unterstützungsleistungen im Rahmen einer Nachbarschaftshilfe nicht dazu führen, dass die staatliche Daseinsvorsorge überflüssig wird – dann müsste aus der Freiwilligkeit ein Zwang werden, was nicht ohne Folgen für die Hilfeleistung sowie die Inanspruchnahme von Hilfe bleiben wird. Ebenso besteht die Gefahr, dass Arbeitsplätze in den entsprechenden Regionen verloren gehen, wenn Betreuungs- und Pflegeaktivitäten künftig ehrenamtlich oder nachbarschaftlich organisiert werden, was die Einzahlungen in die Sozialkassen schmälern und die Problematik zukünftig verschärfen, zugleich aber nicht zwangsläufig die Qualität der Pflege und Betreuung erhöhen würde. Insofern sollten die unterschiedlichen Beweggründe und Zusammenhänge genau geprüft werden, bevor Nachbarschaft als künftige und uneingeschränkt nutzbare Ressource präsentiert wird.

Literatur

- BMFSFJ 2016: Siebter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Berlin.
- Dörner, K. 2015: Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. 8. Auflage. Neumünster: Paranus Verlag.
- Fachinger, U. 2015: Materielle Versorgung im Alter: Zur regionalen Bedeutung von Alterssicherungssystemen. In Fachinger, U., Künemund, H. (Hg.), Gerontologie und ländlicher Raum.

- Lebensbedingungen, Veränderungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten. Vechtaer Beiträge zur Gerontologie. Wiesbaden: Springer VS, 113–138.
- Günther, J. 2005: Das soziale Netz der Nachbarschaft als System informeller Hilfe. Gruppendynamik und Organisationsberatung, 36. Jg., Heft 4, 427–442.
- Günther, J., Nestmann, F. 2000: Quo vadis, Hausgemeinschaft? Zum Wandel nachbarschaftlicher Beziehungen in den östlichen Bundesländern. Gruppendynamik, 31. Jg., Heft 3, 321–337.
- Hamm, B. 1973: Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. Düsseldorf: Bertelsmann Fachverlag.
- Henkel, G. 2014: Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Klie, T. 2014: Caring Community – leitbildfähiger Begriff für eine generationenübergreifende Sorgeskultur? ISS-Aktuell, 03/2014, 10–23.
- Klie, T., Marzluff, S. 2012: Engagement gestaltet ländliche Räume. Chancen und Grenzen bürgerschaftlichen Engagements zur kommunalen Daseinsvorsorge. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 8/2012, 748–755.
- Kohli, M., Künemund, H. 2001: Geben und Nehmen. Die Älteren im Generationenverhältnis. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Vol. 4, Issue 4, 513–528.
- Kricheldorf, C., Klott, S., Tonello, L. Sorgende Kommunen und Lokale Verantwortungsgemeinschaften. Modellhafte Ansätze zur Sicherung von gelingendem Altern und Pflege im Quartier. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 5/2015, 408–414.
- Künemund, H. 2009: Erwerbsarbeit, Familie und Engagement in Deutschland. In J. Kocka, M. Kohli, W. Streeck (Hg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik. Halle: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina e.V. (Nova Acta Leopoldina Band 106 Nr. 370), 19–39.
- Limbourg, M. 2015: Mobilität im höheren Lebensalter in ländlichen Gebieten: Probleme und Lösungsansätze. In U. Fachinger, H. Künemund (Hg.), Gerontologie und ländlicher Raum. Lebensbedingungen, Veränderungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten. Vechtaer Beiträge zur Gerontologie. Wiesbaden: Springer VS, 77–98.
- Philippson, C. 2014: Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung. Opladen u.a.: Budrich UniPress.
- Reutlinger, C., Stiehler, S., Lingg, E. 2015: Nachbarschaft im heutigen Kontext. In C. Reutlinger et al. (Hg.), Soziale Nachbarschaften. Geschichte, Grundlage, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 59–60.
- Rienhoff, O. 2015: Gesundheitliche und pflegerische Versorgung im ländlichen Raum. In Fachinger, U., Künemund, H. (Hg.), Gerontologie und ländlicher Raum. Lebensbedingungen, Veränderungsprozesse und Gestaltungsmöglichkeiten. Vechtaer Beiträge zur Gerontologie. Wiesbaden: Springer VS, 99–112.
- Schnur, O. 2012: Nachbarschaft und Quartier. In F. Eckardt (Hg.), Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: Springer, 448–474.
- Simonson, J., Hameister, N. 2017: Sozioökonomischer Status und freiwilliges Engagement. In J. Simonson et al. (Hg.), Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 439–464.
- Simonson, J., Hameister, N., Vogel, C. 2017: Daten und Methoden des Deutschen Freiwilligensurveys. In J. Simonson et al. (Hg.), Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 51–88.
- Tönnies, F. 1963: Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wellman, B., Leighton, B. 1979: Networks, Neighborhoods, and Communities. Approaches to the Study of the Community Question. Urban Affairs Quarterly, Vol. 14, 363–390.